

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geucke

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Rachdruck aller Artikel verboten

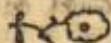
Nummer 38

Sonntag, den 18. August 1918

38. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 18. August (13. Sonntag nach Pfingsten):
Selena; Montag, 19. August: Sebaldus; Dienstag,
20. August: Bernhard; Mittwoch, 21. August:
Johanna Franziska; Donnerstag, 22. August: Sym-
phorus; Freitag, 23. Aug.: Philipp; Samstag, 24.
August: Bartholomäus.



Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lucas 17, 11—19.

In jener Zeit, als Jesus nach Jerusalem reiste,
ging er mitten durch Samaria und Galiläa.
Und als er zu einem Flecken kam, begegneten
ihm zehn ausfällige Männer, die von ferne
stehen blieben. Und sie erhoben ihre Stimme und
sprachen: Jesus, Meister, erbarme dich unser!
Und da er sie sah, sprach er: Steht hin, zeigt
euch den Priestern! Und es geschah, indem sie
hingingen, wurden sie rein. Als aber einer von
ihnen sah, daß er rein sei, lehnte er um, lobte
Gott mit lauter Stimme, fiel auf sein Angesicht
zu seinen Füßen und dankte ihm; und dieser
war ein Samaritaner. Da antwortete Jesus und
sprach: Sind nicht zehn gereinigt worden? Wo
sind denn die neun? Keiner findet sich, der
zurückkame und Gott die Ehre gäbe, als dieser
Ausländer. Und er sprach zu ihm: Steh auf und
geh hin; dein Glaube hat dich geheilt.



Mit Kreuz und Schwert

In die Zeit der großen Neugründungen und
Umgestaltungen der alten Orden fällt die Grün-
dung der geistlichen Ritterorden, einer merk-
würdigen Vermischung von Rittertum und
Mönchtum. Diese Gründung verdankt ihren
Ursprung den Kreuzzügen.

1. Das Ziel des ersten Kreuzzuges war von
den Kreuzfahrern erreicht worden: Das heilige
Land war aus den Händen der Türken befreit
und den Christen wieder zugänglich gemacht wor-
den. Es wurden alle Anstalten getroffen, daß
die Herrschaft der Christen Bestand hatte. Die
Türken suchten aber fortwährend den Christen
den Zutritt zum heiligen Lande zu verwehren
und der christlichen Herrschaft Abbruch zu tun.
Zum Schutze der Pilger und zu ihrer Pflege
im heiligen Lande waren jene Krankenbrüder
tätig, die schon vor der Eroberung des hl.
Landes in Jerusalem nahe beim heiligen Grabe
ein Haus hatten, in dem erkrankte Pilger Auf-
nahme und Pflege fanden. Dieses Haus war
im Jahre 1018 von Kaufleuten aus Amalfi
errichtet worden, dem bald ein zweites mit
einer dem hl. Johannes geweihten Kapelle folgte.
Davon führten die Krankenbrüder den Namen:
Hospitalbrüder von St. Johannes.
Baptista, Gottfried von Bouillon, der erste
König von Jerusalem, beschenkte das Spital mit
mehreren Gütern. Im Jahre 1113 wurden die
Krankenbrüder zu einer Kongregation erhoben.
Ihr Bestehen vermehrte sich durch Schenkun-
gen und Vermächtnisse um ein Bedeutendes. Der
zweite Kaiser, Raymond von Rub, gab den
Spitalbrüdern die erste Regel (1118—1120). 1130
erhielt das Institut die päpstliche Bestätigung.
Das ist der Ursprung des Johanniter-
ordens. Er war von Anfang an Spital-
und Ritterorden, d. h. sein Zweck war der Kampf
gegen die Ungläubigen und Schutz und Pflege

der Pilger durch Abhaltung des Gottesdienstes
und Krankenpflege. Nach und nach trat die
Krankenpflege etwas zurück und das Rittertum
überwog sich. An der Spitze stand der Groß-
meister des Hospitals mit mehreren Würden-
trägern. Die Mitglieder unterschieden sich in
Ritter, Priester und dienende Brüder. Das Dr-
benskleid war ein schwarzer Mantel mit
weißem Kreuze. Um die Verteidigung Palästinas
hat sich der Orden hohe Verdienste erworben.
Im Jahre 1310 siedelte der Orden nach Rhodos
über, wo er von 1310 bis 1522 residierte. Als
ihm die Insel durch den Sultan Soliman II. ent-
zogen wurde, wurde ihm durch Kaiser Karl V.
die Insel Malta samt den Inseln Gozzo und
Comino zur Niederlassung eingeräumt. Daher
auch der Name Malteser. Als aber Malta
1798 an die Franzosen, bald darauf an die
Engländer verloren ging, war es in Folge um
den Orden im weltlichen geistlichen. Durch die
politischen Veränderungen, die die französische
Revolution im Verfolge hatte, wurde er bis auf
einige kleine Reste aufgehoben. Kaiser Paul I.
von Rußland ließ sich zum Großmeister wählen,
aber der Großmeister Graf Compey (gestorben
1805) protestierte und der Kaiser erkannte den
russischen Kaiser nicht als Großmeister an. Nach
Pauls Tode (1801) überließen die meisten stimm-
berechtigten Mitglieder die Ernennung des Groß-
meisters dem Papste. Der letzte Großmeister war
Johann Tommasi von Toskana, der 1805 zu
Catania auf Sizilien starb. Die Nachfolger hießen
nur Statthalter. Sie verlegten den Sitz des
Ordens von Catania 1826 nach Ferrara. 1834
nach Rom. Hier dachte man seit 1830 an eine
Reorganisation des Ordens zur Verteidigung des
Kirchenstaates. Aber die Ereignisse ließen den
Plan nicht zur Reife kommen. In Deutschland
erhielten sich noch Johanniter, die sich mit Kran-
kenpflege im Kriege beschäftigten. Friedrich Wil-
helm III. von Preußen hob die Ballei (Ordens-
bezirk) Brandenburg auf und schloß protestan-
tische Johanniter ein, die später in den
Kriegen von 1866 und 1870 gleich den katholischen
Rittern, die in Schleißen zahlreich blieben, Kran-
kenpflege ausübten. Im Malteserkloster zu Prag
wohnte der Großprior für Österreich. Die katho-
lischen Johanniter, die Malteser, sind im jetzigen
Krieg durch ihre Krankenpflegerische Tätigkeit (bei
den Lazarettzügen) hervorgetreten.

2. Der Zeit nach der zweite Ritterorden ist
der Tempelorden, gestiftet von französi-
schen Rittern im Jahre 1119—20, indem sie zu
Jerusalem konzentrierten und außer den drei
Mönchsgesellschaften noch ein viertes zur Beschäftigung
der Pilger ablegten. Hugo de Bagny war
der erste Großmeister. König Baldwin II., der
zweite Nachfolger Gottfrieds von Bouillon,
räumte ihnen einen Teil seines Palastes und einen
freien Platz nahe beim Salomonischen Tempel
ein, woher sie Tempeler, Tempelbrüder, Tempel-
ritter hießen. Sie waren anfangs arm und ohne
feste Regel, auch nicht sehr zahlreich. Das wurde
anders, als sie im Jahre 1128 die päpstliche
Genehmigung und eine vom hl. Bernhard ver-
faßte Regel erhielten. Ihre Tracht war ein
weißes Gewand mit rotem Kreuz. Bernhard war
für den Orden sehr tätig und suchte namentlich
die jungen Abenteurer für ihn zu gewinnen, denen
er vorstellte, daß sie ihre Zeit nützlicher als
dabei auf der Jagd und sonstigen Abenteuer
verbringen könnten. Der Orden wurde mit reichen
Stiftungen beschenkt und erhielt aus Europa
fortwährend Zuwachs. Von den Päpsten erhielt
er große Privilegien, ebenso auch die Johanniter.
Zwischen beiden Orden entstanden langjährige
Streitigkeiten, die erst im Jahre 1179 durch einen

Vertrag zwischen den beiden Großmeistern bei-
gelegt wurden.

Beinahe 200 Jahre bestanden die Tempeler
und gelangten zu großer Macht und Reichtum.
Als das heilige Land wieder an die Türken
fiel und 1291 Akkon, die letzte christliche Be-
festigung vom Sultan von Ägypten genommen
wurde, verlegten die Tempeler ihren Hauptsitz
nach Cypern, später nach Paris, wie denn die
meisten Mitglieder Franzosen waren, während die
Johanniter sich meistens aus Italienern zu-
sammensetzten. Dann aber fand der Orden ein
tragisches Ende. König Philipp IV. von Frank-
reich war eifersüchtig auf ihre Macht und kistern
nach ihren Reichthümern. Wie weit es der Orden
dabei gebracht hatte, geht daraus hervor, daß
er auf der Höhe seiner Macht neuntausend Hän-
der besaß, davon standen tausend allein in Frank-
reich. Könige entliehen bei ihm Geld, die Reichen
hinterlegten ihre Kapitalien in seinen festen
Schlössern. Auch König Philipp stand bei ihm
tief in der Kreide. Er litt an fortwährender Geld-
not, trotz mehrfacher Fälschmünzerei und Kir-
chenzehnten, die ihm der Papst auf fünf Jahre
bewilligt hatte. Die Mitgift für seine Tochter
Isabella bei ihrer Hochzeit mit dem Sohne
Edwards I. von England hatte er sich bei den
Tempelern geliehen, wie sie denn stets seinen vielen
finanziellen Bedrängnissen abhelfen mußten.
Seine Aufhebung des Ordens und Einziehung
seiner Güter waren des Königs Schulscheine
zerrissen. Und darauf zielten Philipps Absichten.
Hinsufam, daß die Wehrkraft des Ordens ganz
ansehnlich war und wohl imstande, dem eiser-
nichtigen Könige Bedenken einzuschießen. Bei 30 000
Mitgliedern zählte der Orden 16 000 waffenfähige
und waffengeübte Krieger, die schon eine ansehn-
liche Heeresmacht darstellten. Bei einem Aufstande
in Paris sah sich einmal Philipp genötigt, sich in
den Schutz der Tempeler zu begeben. Die Mitglieder
des Ordens stammten meistens aus angesehenen
Familien Frankreichs. Der Orden hatte also unter
der Bevölkerung einen starken Rückhalt. Fast jede
adelige Familie entsandte einen oder mehrere
ihrer nachgeborenen Söhne in den „Temple“ nach
Paris. Dort gab es Ehren, Reichtum und ein
sorgenloses Leben. In dem großen Streite zwi-
schen Papst Bonifatius VIII. und Philipp hatten
die Tempeler stets die Partei des päpstlichen
Stuhles vertreten. Ebenso waren sie bei einer
Auseinandersetzung zwischen Peter von Aragonien
und Philipp gegen Frankreich eingetreten. Der
Stolz des Königs war gereizter worden dadurch
ins Ungemessene gestiegen. Von langer Hand traf
er seine Vorbereitungen. Anfang zum Einschreiten
gab ein dunkles Gerücht von den Lasten der
Tempeler. Ein Abtrünniger des Ordens hinter-
brachte dem König schauerliche Geschichten von
geheimen Lasten, Gotteslästerungen und sonstigen
Verbrechen. Mit der Verhaftung aller Tempeler
in ganz Frankreich in einer Nacht begann das
blutige Trauerspiel. Wir können hier den ganzen
Verlauf des Tempelerprozesses nicht erzählen. Es
ging nicht ab ohne Beschuldigung, Gewalttaten, Folter,
Schächerhaußen. Zwar hatte auch der Papst
verlangt und erreicht, daß die Sache von einer
päpstlichen Kommission verhandelt würde. Aber
die Stellung des Papstes war schwierig. Auf der
einen Seite lagen Philipps unedle Beweggründe
zutage, auf der anderen Seite waren die Tempeler
durch vielfache Entartungen in ihrem Ansehen ein-
gebüßt und durch ihren Reichtum verhaßt gewor-
den. Nach endlosen Verhandlungen und Verschlep-
pungen — von 1305 bis 1312 — wurde auf dem
Konzil von Vienne durch päpstliche Verordnung,
nicht durch richterliches Urteil, der Orden auf-
gehoben — am 22. März 1312. Den letzten Groß-

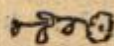
meister Jakob von Molay, der noch an seinem letzten Tage die Unschuld seines Ordens verteidigte, ließ Philipp ohne Wissen des Papstes in der Nacht heimlich verbrennen. Hunderte von Rittern waren schon während des Prozesses als angeblich Mädfällige verbrannt worden, in Paris auf einmal 54, oder unter der Folter und im Kerker gestorben. Das Vermögen der Templer kam in die Kassen des Königs. Die liegenden Güter fielen zum Teil den Johannitern anheim, zum Teil wurden sie von dem Fürsten außerhalb Frankreichs, wo der Orden ebenfalls aufgelöst wurde, behalten, oder anderen Orden zugewiesen, oder zu neuen Stiftungen verwendet, die jetzt noch davon zehren. Den Johannitern brachte die Auflösung immerhin eine beträchtliche Bereicherung, die sie zum Kampfe gegen die Ungläubigen verwandten, aus dem ihnen bedeutende Verdienste erwuchsen.

3. Der dritte Ritterorden ist: der Deutschorden. Er ist der Orden, der sich hauptsächlich aus Deutschen zusammensetzte. Während der Belagerung von Akkon 1190 gründeten Bürger aus Bremen und Lübeck in Verbindung mit dem Herzoge Friedrich von Schwaben ein Feldspital. Daraus entwickelte sich nachher in der Stadt selbst das Spital St. Mariens der Deutschen. Nach dem Vorbilde der Johanniter und Templer bildete man dann einen neuen Ritterorden der Deutschherren. Der erste Großmeister war Heinrich Walpot von Bassenheim. Die Tracht war ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuz. Er erhielt auch bald die Bestätigung von Rom und die den anderen Ritterorden verliehenen Privilegien. Rasch wuchs nun der Orden auf 2000 Mitglieder. Bei der Eroberung von Damiette zeichnete er sich vortrefflich aus. Bald wurde den Deutschherren ein weiteres Feld ihrer Wirksamkeit überwiesen, die Eroberung des heidnischen Preußen. Der vierte Großmeister, Hermann v. Salza, entwarf den Hermann Balb dorthin, 1230. Im Jahre 1309 wurde Marienburg Hauptort des Ordens. Die Regierung Wirtichs v. Kniprode, des glanzvollsten Großmeisters (1351—1382), wird das goldne Zeitalter Preußens genannt. Handel und Gewerbe, die Kunst und Wissenschaften blühten. Dann machten sich Zeichen des Verfalls bemerkbar. Ach, wie wenig kann doch der Mensch Glück und Reichtum vertragen! Sehen wir es nicht vor unseren Augen, wie das viele Geld, das viele Menschen jetzt verdienen, ihnen zum Verderben wird! Noch ehe Luther mit seiner neuen Lehre und seinen neuen Ansichten den Glauben und Enthaltsamkeit und von der Kirche kam, hatten sich in Marienburg verderbliche Lehren und ein leichtes Leben eingenistet. Der damalige Großmeister, Prinz Albrecht von Brandenburg, aus dem Hause Hohenzollern, hatte in Deutschland Luthers Lehre kennen gelernt. Luther rief ihm, die Ordensregel aufzuheben und Preußen als ein weltliches Fürstentum zu regieren. Die lutherischen Prediger Johann Brickebaum und Peter Amandus kamen ins Land. Bald wurden Mönche und Nonnen aus den Klöstern vertrieben, die Bilder und die Altäre bis auf einen in jeder Kirche zerstört. Albrecht setzte sich über sein Ordensgelübde hinweg und heiratete eine dänische Prinzessin. Damit war das Ordensland Preußen dem Deutschorden schmählich geraubt worden. In Deutschland dagegen blieben die meisten Häuser der Regel und dem alten katholischen Glauben treu. Der Sitz des Großmeisters wurde nach Mergerheim a. d. Tauber (Württemberg) verlegt. Bei der großen Umwälzung der europäischen Staaten durch Napoleon verlor der Orden seine Hoheitsrechte (seit 1809). Oesterreichische Erzherzöge führen jetzt noch die Großmeisterwürde. Auch bestehen in Oesterreich noch mehrere Klöster des Deutschen Ordens, ebenso mehrere Klöster der Deutschen Ordensschwester (s. B. in Troppau, Laibach). Sie beschäftigen sich mit Krankenpflege und haben im letzten Krieg die Krankenpflege in mehreren Lazaretten übernommen.

Das Ziel der Ritterorden, der Kampf gegen die Ketzer und der Schutz der Christen auf ihren Reisen ins hl. Land, ist mit dem Scheitern der Kreuzzüge und mit dem endgültigen Verlust des hl. Landes gegenstandslos geworden. Gleichwohl wurden die drei Ritterorden beim christlichen Adel der Ausgangspunkt für eine Umwertung

in der Lebensauffassung. Der echt christliche Gedanke bürgerte sich bei den waffengeliebten Söhnen des Adels ein, daß des Ritters erste Aufgabe darin besteht, das Recht zu schützen, den Armen, Witwen und Waisen, überhaupt den Bedrückten beizustehen und für die Kirche einzutreten, und für jede heilige und gerechte Sache auch mit dem Schwerte zu kämpfen. Der Ritterschlag war deshalb eine kirchliche religiöse Weihe und forderte maßlose Tapferkeit und Unbescholtenheit. Das 12. Jahrhundert sah die schönsten Blüten des Rittertums. Als die Begeisterung für die Kreuzzüge erloschen war, erlosch auch das heilige Feuer, das die Ritter ehemals befeuerte. Rohheit und Sinnlichkeit nahm überhand, drang auch in die Reihen der Ritterorden und führte zum Niedergang.

Bpo.



Die hl. Helena, Christi Kreuz gesucht und gefunden.

18. August.

„Nemo sei es, mich zu rühmen, außer in dem Kreuze unseres Herrn Jesu Christi.“

(Gal. 6, 14.)

Ueber den schlichsten Wohnungen des Landmanns, über den niedrigsten Dächern der Armut schreibt das Zeichen des Kreuzes; kunstlos und schmucklos aus gemeinem Holze gefügt, aufgestellt von der Hand einer Kaiserin.

Flavia Julia Helena, um die Mitte des dritten Jahrhunderts geboren, stammte aus einem niedrigen Geschlechte von Drepane in Bithynien. Nach den Berichten des hl. Ambrosius war sie Wastvirgin. Der römische Offizier Konstantin lernte sie kennen und ward von ihrer seltenen Schönheit und Liebeswürdigkeit so hingerissen, daß er sie trotz des Standesunterschiedes zu seiner rechtmäßigen Gemahlin machte. Am das Jahr 274 gebar sie ihm einen Sohn; es war der nachmalige Kaiser Konstantin der Große.

Am die damalige Zeit beherrschten das weite römische Reich der gewaltige Imperator Diokletian und sein Mitregent Maximian. Jeder wählte sich einen erfahrenen Feldherrn zum Gehilfen: Diokletian den Galerius, Maximian den Konstantius Chlorus. Galerius und Konstantius führten den Titel „Cäsar“. Konstantius war ein edler Feldherr, milden Sinnes und doch kräftigen Wesens; gleich entfernt von höfischer Ueppigkeit wie von soldatischer Rohheit. Er liebte und förderte die Künste des Friedens und den Geist der Wissenschaft. Mit stiller Verachtung wendete er sich ab von dem verderblichen Aberglauben und dem toten Unglauben des Heidentums. Er erkannte den einen wahren Gott: nicht im Lichte der Offenbarung, sondern in der Regierung der Welt und der menschlichen Geschichte. Mit Vorliebe zog er die Bekenner der christlichen Lehre in seine Nähe und gewährte ihnen seinen Schutz. Dadurch gab er seiner Gemahlin und seinem Sohne ein folgenreiches Beispiel.

Der Cäsartitel brachte ihm die schmerzliche Trennung von seiner Gattin. Er mußte sie als nicht ebenbürtig entlassen und die Stieftochter des Maximian heiraten. Er mußte sein Herz betrauben, um sein Haupt zu zieren, das Kleinod der Liebe opfern, um den Papir der Ehre zu gewinnen. Helena zog sich wahrscheinlich nach Trier zurück. Sie trug das Unvermeidliche mit der stillen Ruhe der Klugheit, aber nicht mit kindlicher Ergebung: Noch kannte sie nicht den Vater im Himmel, nicht seine Weisheit und Liebe; noch wußte sie nicht, daß der gültige Gott sein Angesicht nur auf kurze Zeit verbirgt, dann aber wieder gnädig leuchten läßt.

Die beiden Kaiser Diokletian und Maximian legten am 1. Mai 305 die Herrschaft nieder. Nun bestieg Konstantius Chlorus den Thron des Abendlandes, starb aber schon im folgenden Jahre. Ihm folgte sein Sohn Konstantin, der später den Beinamen der Große erhielt. Im Jahre 311 zog Konstantin gegen Rom. Unter dem Zeichen des Kreuzes siegte er über den grausamen Tyrannen Maxentius und zog triumphierend mit der Kreuzesfahne in Rom ein. In kurzer Zeit fielen auch die zwei noch übrigen Nebenkaiser; nun war Konstantin Herr des römi-

schen Weltreiches und mit ihm Christi Religion. Das wehrlose, allen Reinen und aller Schmach preisgegebene, von allen verlassenem Volk des Herrn stand plötzlich siegreich auf den Trümmern des Heidentums.

Kaiser Konstantin schämte sich seiner Mutter nicht. Er berief sie an seinen Hof, gab ihr den Titel „Augusta“, das ist Kaiserin und stellte alle seine Reichtümer ihr zur Verfügung. Durch ihren kaiserlichen Sohn kam Helena auch zur Annahme des christlichen Glaubens. Sie war damals schon sechzig Jahre alt, aber sie erfaßte das Evangelium mit einer Wärme und mit einer Innigkeit, die selbst in jenen Tagen der religiösen Begeisterung ungewöhnlich war. Was aber Helens Namen und Ruhm für ewige Zeiten festhält, ist die Auffindung des hl. Kreuzes Christi, deren freudreiches Gedächtnis wir am dritten Tage des Sonnenmonates feiern.

Im Jahre 325 unternahm Helena, im hohen Alter, aber mit jugendlichem Mut, eine Reise in den Orient, um das geliebte Land zu besuchen und an den heiligen Orten für sich, für ihren Sohn und ihre Enkel das Opfer des Gebetes und der Dankagung darzubringen. Sie besuchte die heiligen Stätten, an denen der Heiland durch seine Geburt, sein Leiden, seinen Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt die Geheimnisse der Erlösung vollbrachte. Obwohl seit dem Tode des Herrn dreihundert Jahre mit gewaltigen Erschütterungen über Jerusalems Umgebung dahingegangen waren, so bewahrten doch die Gläubigen das Andenken an jene geheiligten Orte in treuer Brust und überlieferten die Kunde derselben als Glaubensnachlaß an Kind und Kindeskind.

Als die fromme Kaiserin auf dem Kalvarienberge stand, an der Stätte, wo der Vorkreuzer am Kreuze verblutete — da sank sie, von geheimnisvollen Schauern umweht, von heiligen Gedanken und Gefühlen überwältigt, nieder zum Gebet: „Das ist der Platz des Kampfes! Aber wo ist das Zeichen des Sieges, das Banner des Heiles, der Baum des Lebens? Soll das heilige Kreuz im Staube der Erde modern?“ — Sie ließ den Bonustempel abbrechen und wegräumen, den Boden aufgraben und durchwühlen, bis das Heiligtum — die Grabeshöhle und das Kreuz — gefunden ward.

Sie reinigte die der christlichen Erinnerung geheiligten Stellen von den Spuren des Heidentums. Sie baute zu Jerusalem über der Grabeshöhle des göttlichen Kindes eine Kirche, eine zweite auf dem Oelberge, wo der Erstgeborene zum Himmel aufstieg und legte den Grund zu einer dritten über dem Grabe des Herrn. Sie durchwanderte die Städte und Dörfer, um Tränen zu trocknen, Not und Elend zu mildern, unschuldig Gefangene zu befreien. Fast achtzig Jahre alt kehrte die Kaiserin-Mutter zu ihrem Sohne nach Nikodemia zurück, wo sie nach rührendem Abschiede in seinen Armen starb.

Echte Seelengröße zeigt da der Mensch, der in plötzlichem Glücke nicht übermütig wird, sondern wie St. Helena hinein zum Kreuze Christi, um hier an der Quelle aller Wohltaten seine Seele zu sammeln.

P. R. Sch.



Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Hypnotismus und Aberglaube VIII.

Ohne Bewegung kein Leben! Selbst im tiefsten Schlafe hat die Bewegung im Körper nicht aufgehört. Wir unterscheiden bei unsrerem Körper willkürliche Bewegungen und unwillkürliche Bewegungen. Zu den unwillkürlichen Bewegungen gehören die Bewegungen des Herzens, der Blutgefäße und der Pupille, sowie die Atmungs- tätigkeiten und Darmbewegung. Wie steht's nun mit den hypnotischen Erscheinungen

auf dem Gebiete der Bewegung?

Auf die unwillkürlichen Bewegungen hat die Hypnose Einfluß, teils direkt durch Befehl, teils indirekt durch Vorstellungen. So läßt sich durch Eingebung zweckentsprechender Vorstellungen der Herz- und Pulsschlag eines Hypnotisierten verlangsamen und beschleunigen, infolgedessen

dann von selbst Blässe oder Röte des Angesichtes entsteht. Ähnlich ist es mit der Atmung. Gegen kann der Hypnotiseur durch direkten Befehl Einfluß ausüben auf die Darmbewegungen, sowie nach den Behauptungen des Professors Forel, auf gewisse monatliche Vorgänge.

Dr. Koll erzählt: „Ich besitze verschiedene Erfahrungen darüber, mit welcher Sicherheit mancher Hypnotisierte sich seinen Stuhlgang suggerieren (befehlen) läßt. Ich sage dem einen (im hypnotischen Schlafe): „In einer halben Stunde (event. nach dem Erwachen) haben Sie Ihren Stuhlgang“ und mit großer Sicherheit tritt dies ein. Oder ich sage ein anderes Mal: „Morgen um 8 Uhr haben Sie Stuhlgang“, oder „morgen zwischen 8 und 9 Uhr haben Sie dreimal Stuhlgang“. Der Hypnotisierte wacht auf aus der Hypnose, weiß von den erhaltenen Befehlen natürlich gar nichts und doch tritt der Erfolg sehr pünktlich ein. Interessant ist es, daß man, wenn auch nur sehr selten, die Wirkung von Abführmitteln durch die Hypnose wenigstens für eine bedeutende Zeit aufheben kann. Eine Person bekommt eine genügende Dosis Ricinusöl; in der Hypnose wird ihr aufgetragen, erst nach zwei vollen Tagen (48 Stunden) Stuhlgang zu haben und die Wirkung des Befehls (der Suggestion) ist stärker, als die Wirkung des Ricinusöls. Oder man gibt einer Hypnotisierten einige Tropfen Wasser mit der Behauptung, es sei das stärkste Purgativum (stark abführendes Mittel); es erfolgt Stuhlgang. Dies alles darf nicht so sehr verwundern; denn wenn auch diese und ähnliche Funktionen nicht direkt vom Willen abhängig sind, so stehen sie dennoch unter dem Einflusse der Seele (Psyche). Nur so erklärt es sich, daß der bloße Anblick ekelhafter Sachen Erbrechen hervorgerufen kann.“

Bemerkenswert ist auch der Einfluß der Hypnose auf die mimischen Gesichtsbewegungen, auf jene Bewegungen im Gesichtsausdruck, welche durch seelische Erregungen hervorgerufen werden. Hier ist die Hypnose von wissenschaftlichem Interesse für den Arzt und Psychologen und von künstlerischem Interesse für den Maler, Bildhauer und Schauspieler; denn die Ausdrucksbewegungen des Gesichtes zeigen in der Hypnose (und in der Hysterie) eine solche Kraft und Naturwahrheit, wie sie vom besten Schauspieler nicht zuwege gebracht wird.

Wichtiger als alles dieses sind die hypnotischen Erscheinungen auf dem Gebiete der willkürlichen Bewegungen. Sie bilden die eigentliche Domäne der hypnotischen Einwirkung und tragen ganz besonders das Gepräge des Rätselhaften, Geheimnisvollen und Wunderbaren. Sie kommen alle automatisch, d. i. ohne Beteiligung des Willens zustande.

Man unterscheidet zwei Arten dieser Erscheinungen: Hemmungserscheinungen und Erregungserscheinungen. Die Hemmungserscheinungen bestehen in der Verhinderung oder Unterlassung der Bewegung und zeigen besonders folgende Arten: 1. Alalie oder Sprachlosigkeit, ist ein gänzlicher oder teilweiser Verlust der Sprache; der Hypnotisierte ist nicht imstande, auf Fragen, die er gut verstanden hat, mit deutlich artikulierten Lauten zu antworten; 2. die Agraphie oder das Unvermögen zu schreiben; 3. die Ataxie oder die Unfähigkeit sicher einher zu gehen; 4. die Amimie, das ist der Verlust des Mienenspiels, welcher sich bis zur maskenhaften Ausdruckslosigkeit steigern kann; 5. die Katalepsie, sie besteht in einer Erstarrung oder Bewegungslosigkeit aller Glieder; und 6. die Lethargie, welche in einem festen, tiefen Schlafe besteht, mit dem scheinend eine vollständige Empfindungslosigkeit und vollständiges Vergessen verbunden ist.

Die Erregungserscheinungen bestehen in einer Vollziehung oder Erzeugung der Bewegung. Entweder sind sie fast automatische Nachahmung einer bloß vorgewachten Bewegung (Nachahmungsautomatismen) oder sie sind eine fast automatische Ausführung einer befohlenen Bewegung (Befehlsautomatismen).

Zu den Nachahmungsautomatismen gehören allerlei Stellungen und Bewegungen, die der Hypnotisierte dem Hypnotiseur durch die schein-

bar geschlossenen, in Wirklichkeit aber noch etwas geöffneten Augenlider abliest. Beugt sich der Hypnotiseur, erhebt er sich, ballt er die Faust, nicht er mit dem Kopfe, öffnet er den Mund: der Hypnotisierte macht ihm alle diese Bewegungen nach. Der Hypnotisierte folgt dem Hypnotiseur auf Schritt und Tritt, genau im selben Takte, jede Geste nachahmend, geht mit Treppe auf Treppe ab, bleibt stehen, wenn er stehen bleibt und dreht sich mit um. Er singt oder spricht, schneuzt oder flüstert, räuspert sich, wie's ihm der Hypnotiseur vormacht.

Alle Befehlsautomatismen kommen unter dem Einflusse eines gesprochenen Befehls zustande. Sagt der Hypnotiseur dem Hypnotisierten, er solle niederknien oder eine andere Bewegung ausführen, er tut's sofort. Oft kann der Befehl durch eine leise Berührung, ohne Anwendung von Worten dem Hypnotisierten mitgeteilt werden.

Bebetläuten

Es schwebt die Sonne, der Tag verglöh't,
Die Abendglocken erheben ihr Lied.
Es klingt so innig, es bittet und fleht
Dinauf zum Höchsten das Glodengebet:

Vater unser, der du bist in dem Himmel.
In weitester Ferne stimmen sie ein
Und fügen und beten im Verein.
Zum Himmel stuet das alte Lied,
In tausend Herzen klingt es mit:
Geheiligt werde dein Name.

Kings um das liebe deutsche Land
Wälzt sich der Krieg in Blut und Brand.
Kings aufgeschossen die giftige Saat
Von Reid und Falschheit und feigem Verrat.
Von Nord und Ost auf der ganzen Erden.
Gott! Laß doch dein Wort zur Wahrheit werden:
Zu uns komme dein Reich!

Es flammt der Westen so blutig rot,
Von Brand und Grauen und bitterem Tod
Und fallen die Liebsten im blutigen Streit,
Laß uns nicht verzweifeln in Sorge und Leid:
Dein Wille geschehe im Himmel und auf Erden.

Galt deine Hände über das Feld,
Beschütze die Saaten, die wir uns bestellt.
Herr, laß unser Volk nicht elend verderben,
Und laß seine Kinder nicht Hungers sterben!
Oib uns heute unser tägliches Brot.

Du sollst nicht töten, befehlt dein Gebot!
Wir müssen töten, allmächtiger Gott!
Wir schätzen die Heimat, die uns gegeben.
Wir schützen der Kinder geliebtes Leben.
Wir kämpfen ja nicht um Ruhm und Gold;
Vergib uns, wir haben es nicht gewollt!

Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir
Vergeben unsern Schuldigern.

Verleihs uns den einen, den höchsten Gewinn:
Erhalte uns Deutschen den deutschen Sinn!
Laß fremde Sünde und fremde Schand'
Nimmermehr dringen in unser Land,
Und führe uns nicht in Versuchung.

Du Vater, o rett' uns aus unserer Not,
O hilf, denn du kannst es, du großer Gott.
O heile der Menschheit blutige Schmerzen
Und tröste die tausend zerrissenen Herzen.
Und ende, ach ende den schrecklichen Krieg.
Und führe dein Deutschland durch Kampf zum Sieg:
Erlöse uns von dem Uebel. Amen.

Die Sonne sinkt. Mit sanfter Nacht
Senken sich nieder die Schatten der Nacht.
Schon sinkeln die Sterne vom Himmelszelt.
Wie Gruß aus der anderen, schöneren Welt.
Ein letzter verklingender Glodenton
Schwebt leise hinauf zu Gottes Thron:
O schenk' uns den Sieg und den Frieden!

Der Urlauber

Von Karl Hubert Meyer.

Nachdruck verboten

„Wie schön ein Raum, so eng und klein, die
Liebe einer Mutter ein?“ fragt Joh. Rep. Vogl in
seinem bekannten Gedicht „Der Friedhofsbefuch“. Und
mit Recht; denn diese Mutterliebe überdauert das Grab,
und ihr Segen begleitet uns noch immerfort, wenn

längst die treuen Augen sich im Tode geschlossen
haben. Was ist wohl mehr von Dichtersmund be-
sungen worden als die herrlichste Liebe, die Mutter-
liebe? Wie traurig, wenn eine Mutter aus der Welt
geht, wenn rings um's Sterbelager die Kinder schluch-
zend von ihr Abschied nehmen! Welch' rührendes
Denkmal hat doch Vater Gaudenzio noch seiner ver-
storbenen Mutter errichtet in den langvollen Versen
seines Väckleins: „Lebe wohl, fromme Seele“. Still
und schmerzlich gestimmt sitzt der Dichter an der
Bahre seiner Mutter und schaut ihr in das liebe, jetzt
erblindene Angesicht, während der Mond in dem Silber-
haar spielt und das Totenlicht traurig brennt. Er
ist zu spät gekommen, um noch Abschied von ihr zu
nehmen; nun flüstert er ihr das letzte Abschiedswort
zu. Der Anblick der Toten hat nichts Erschreckendes
für ihn.

„O, fladere nicht, geweihte Kerze,
Sieh', wie sie lächelt süß und müd!
Drauß' weint die Nacht ob meinem Schmerz,
Rein, höre nicht das traute Bild.“

Und ein anderer Dichter, Adolf Stöber, fällt sich
verlassen und heimatlos, seitdem die Mutter vor's Him-
melgegang. Sonst, wenn er in der Ferne weilt, sog er
ihn mit tausend Fäden heimwärts zu der Luerten,
die ihn geboren. Nun, wenn er heimlehrt:

„Nun sind' ich eine Stätte leer,
Und komm' ich aus der Ferne heim,
So grüßt mich keine Mutter mehr:
Ich bin zu Haus, doch nicht daheim.“

Auch meinem Freunde starb in diesen Tagen die
Mutter. Ich hatte gehört, daß es ihn tief getroffen.
So benutzte ich die Gelegenheit, ihm Tröstliches zu
sagen, wie ein Freund es dem Freunde tut. Kern
aus dem eifigen Russland, wo er bei einem Reiter-
regiment steht, ist er in die Heimat gekommen, um
seine Mutter zu begraben. Man hatte ihm geschrieben,
sie sei hoffnungslos erkrankt. Sein Hauptmann wußte
Mutterliebe zu bewerten, und gleich konnte Franz die
Heimreise antreten. Und wie der Fußzug durch die
deutschen Fluren dahinfuhr, dem Rheinlande zu, da
lehnte er bange Herzen sein Gesicht an das kalte
Fenster und dachte schmerzhaft daran, wie sich wohl
sein Mütterchen auf ihrem Lager wenden und nach
ihm sehnen würde. Ob er wohl zeitig ankam?
Ob er noch einmal wohl in ihre geliebten Augen blickem
kann, ehe der unerbittliche Tod sie raubt? Wie Gott
es will!

Immer näher kam er der Heimat. Schon braust
der Zug in die Station der Kreisstadt. Von dort
ist's nicht mehr weit bis zum Elternhaus; nur eine
Viertelstunde weit mit der Kleinbahn, dann ist er
bei ihr.

Zu der Kleinbahn eregt der Feldbarone in seiner
arg mitgenommenen Kleidung Aufsehen. Ganz vorn
auf den ersten Plätzen sitzen zwei Bäuerinnen. Man
sieht's ihnen an, daß sie vom Lande sind. Reugierig
bemustern sie den Soldaten, der in einer Ecke am
Fenster steht und ungeduldig hinausschaut, ob noch
nicht seines Dorfes Kirchturmspitze zu sehen ist.

„Sag' du, kennst du den nicht?“

„Den Soldaten?“

„Ja, das ist der Sohn der Schönic, die gestern
gestorben ist.“

Der Soldat wendet sich um, eine fahle Blässe be-
deckt sein jugendliches Gesicht.

Der Sohn der Schönic, die gestern gestorben ist;
er weiß genug.

Der Zug hält an. Mit einigen anderen verläßt
der Krieger den Wagen, langsam, wartenden Schrittes.
Schon von fernher sieht er sein Elternhaus. Die
Blendfenster sind geschlossen. Bald hat's sich
schon rundgeschoben, daß der Schönic in Urlaub
kommt. Überall begegnet er mitteilidigen, scheuen Blicken.
Keiner will's ihm sagen, daß er zu spät gekommen
ist. Nach wenigen Minuten befindet er sich im Toten-
gemach und hält der Mutter kalte Hände und drückt
noch einen letzten Abschiedskuß auf ihre bleiche Stirn.
Es war am Nachmittage des Beerdigungstages, als
ich meinen Freund besuchte. Er empfing mich freund-
lich wie immer. An seinen Augen sah ich's, was
er gelitten. Merklich, wir sprachen wenig, und
sonst hatten wir uns immer viel zu sagen.

„Hier in diesem Hause war's, wo ich das letzte
Wort von Mutter hörte. Ich hatte darauf gewartet,
daß er von ihr sprechen würde. Stumm drückte ich
ihm die Hand. Warum soll man auch viele Worte
machen? Jetzt verstand ich erst, was er mir sagte,
es habe ihn so schwer getroffen.“

„Jetzt habe ich niemand mehr, nicht Vater, nicht
Mutter, der Bruder ruht in Feindesland. Alle ruf
der unerbittliche Tod dahin. Beim Bruder durfte ich
nicht einmal am Grabe stehen.“

Wir stieg es heftig im Herzen auf. Auch ich habe
fröh die Mutter verloren und einen Bruder drau-
ßen, von dem ich seit langer Zeit keine Nachricht habe.
Wie ging es, wie wohl den meisten anderen, ich hatte
nie ernstlich daran gedacht, daß er zuhausebleiben könnte.
Wie ist Menschen wahre uns in ja von der Hoffnung.
Sie ist das einzige, was uns in schwerer Zeit aufrecht
erhält. Daß sie uns doch immer bleibe! —

Da ich dem trauernden Freunde gegenüber saß, kam mir der Gedanke, daß einmal alle irdische Hoffnung zunichte sein wird.

Der Abend kam, wo mein Freund wieder zurück zum Regiment mußte. Ein Sturmwind brauste durch das Land, und der Regen schlug vom Winde gepeitscht, in unser Gesicht, daß wir auf dem Wege zur Station kein Wort sprechen konnten.

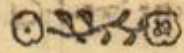
Ich begleitete meinen Freund ans Weite. Er stand auf dem Tischbrett und drückte fest meine Hand.

In seinen Augen las ich, was er sagen wollte: „Ich danke dir für deine Teilnahme. Doch tief

im Herzen, da sitzt eine tiefe, flammende Wunde. Ich habe das Liebste und Höchste verloren, das die Erde birgt.“

Der Zug ratterte davon, in der Richtung nach Osten. Lange noch stand ich und schaute ihm nach. Dachte daran, wie's wohl werden wird, wenn einst mein Freund siegreich heimkehrt. Dann wird auch er traurig liegen:

„Nun sind' ich eine Stätte leer,
Und kommt' ich aus der Ferne heim,
So grüßt dich keine Mutter mehr:
Ich bin zu Haus, doch nicht daheim.“



Im Siegeskranze

Erzählung von Wilhelm Naabe.

Nachdruck verboten.

Zu mir war nun die Gelegenheit vorhanden, und der Herr Vater hat allgemach den Kopf immer stärker geschüttelt und hat sich denselben Kopf immer mehr zerbrochen um die Frage, was wohl den jungen Freund zu so einem Gebahren getrieben haben möchte. Da hat er alle vier Wände, den Fußboden und die Decke tiefstimmig beobachtet; aber nirgends stand die Auflösung des Rätsels angeschrieben. Nun ist er mit den Händen auf dem Rücken hin und her gegangen von einem Bücherbrett zum andern und hat wiederum keine Aufklärung gefunden. Er hat lange den Ofen angesehen, ohne daß es ihm etwas half, und wieder die ausgestopfte Vahelweih, noch was sonst an der Wand zum Ausputz diente, erleuchtete ihn mehr. Natürlich hat er das Richtige erst ganz zuletzt und durch Zufall entdeckt, und dann hat er den Kopf noch mehr geschüttelt. Es ist gewesen, wie immer, wenn man etwas sucht; entweder liegt das Ding eine halbe Meile vor der Nase, oder es liegt ganz unten im Kasten.

Ganz zuletzt trat mein Herr Vater an das Fenster, und nachdem er eine halbe Stunde lang nach den ziehenden Wolken emporgestarrt hatte, sah er endlich auch in den Garten des französischen Nachbarn hinunter.

Da hatte er's, und nun ist es ihm merkwürdig ergangen! —

Im allerersten Anfang hat er gelächelt, und sich die Stirn gerieben und wieder leise gelächelt und zu sich gesprochen: „Ja, das ist etwas anderes, ei, ei, ei, Herr Kollega; na hinterlassen sich die Sache also verhält, junger Mann, so soll er das Winkeln haben und das Fenster oben drein wünsch' ihm viel Glück dazu!“ — Hat also einen Briefbogen genommen, um dem betrübten Verliebten seine veränderte Meinung mitzuteilen. Er mag auch wohl schon die Feder ins Tintenfaß getaucht haben, aber dabei ist's geblieben; und, mein liebes Kind, so geht es mit den guten Vorsätzen der Menschen sehr häufig in dieser wankelmütigen Welt. Mein Herr Vater hat erst noch einen Blick in des Nachbarn Garten tun wollen, und dann, hat er sein Schreiben auf den folgenden Tag verschoben, und dann ist ihm der Zweifel gekommen, ob er auch recht an dem Nachbar handle, wenn er solche Liebeli begünstige, und so hat er die Ausführung seines guten Willens von einem Tage auf den andern um eine Woche auf die andere verspart. Der Garten des Nachbarn aber ist währenddem immer grüner und lustiger geworden; denn auf den März folgte der April, und das war denn der rechte Monat auf diesen Geisteszustand. Am Ende hat der Herr Vater nicht mehr mit Lächeln an den Herrn Studenten gedacht, sondern er ist ganz verdrücklich und hitzig geworden, wenn die Rede auf ihn gekommen ist, und der Student hätte doch ein viel größer Recht gehabt, ägerlich auf den Herrn Vater zu sein; oder so ist die Welt, mein Kind, und so ist sie immer gewesen.

Ja, so geht's in der Welt, und es würde mir, wie gesagt, übel anstehen, meinen eigenen Vater und seinen Urgroßvater anzuklagen, weil er nicht tat, was er nicht zu tun brauchte, und tat, was er nicht lassen konnte. Daß ich es nur tadelte, es hat ihn eine gar heftige Neigung und Liebe zu dem jungen französischen Mädchen, meiner Mutter und meiner Urgroßmutter, erfüllt, trotz seiner Witverschaft und seiner drei Kinder; und nachdem er seine Zeit mit seiner Neigung getrieben hat und von ihr überwunden ist, ist er

zum Nachbar gegangen und hat um sein schönes Kind angehalten. Um den Studenten hat er sich dabei gar keine Sorgen gemacht.

Nun denke nach darüber, mein Kind! Es sind dein Urgroßvater und deine Urgroßmutter damals keine jungen Leute mehr gewesen, und die Not in ihrer eigenen Heimat, die Flucht mit ihren Trübsalen und Ängsten, und der Aufenthalt in dem fremden Lande unter den fremden Menschen haben sie auch nicht jünger gemacht. Mit großer Furcht haben sie ihres Kindes wegen an ihren Tod gedacht und an die Verlassenheit, welcher es anheimfallen möchte, wenn es so allein und fremd in der Ferne zurückbliebe. Es war damals soviel Krieg und Winterergießen von Mittag bis Mitternacht, von Morgen bis Abend, daß ein Elternpaar noch viel ungerner als heute solch ein arm, unschuldig, jung Wesen allein und ohne Hilfe ließ. Als deshalb der wackere, geachtete, vermögliche Mann kam und dem Urgroßvater anrug, er wolle die Sorge um die Tochter, wie er es vermöge, von ihren Schultern nehmen und das Kind sein Leben lang halten wie sein Herzblatt, da haben sie sich nicht lange bedacht, sondern haben ihm nach einem kurzen Rat ihrer Tochter Hand zugesagt. Es ist nämlich im Franzosenland so Sitte, daß man die Kinder niemals fragt, ob sie auch nicht einen andern lieb haben, sondern die Eltern wählen den Bräutigam oder die Braut nach ihrem Gefallen und Verstande, und die Kinder werden dann in die Stube gerufen, um Ja zu sagen, und weiß sie es nicht anders gewohnt sind, so flühen sie sich und nehmen ihr Los, wie's kommt. Ob meine Mutter sich um den Studenten ihr Herzlein sehr zerbrochen hat, weiß ich nicht; vielleicht hat sie wohl nicht eben mehr von ihm gewußt als sonst von der Welt; gewiß hat sie sich nicht gegen ihrer Eltern Willen und ist also schon im Sommer des Jahres Achzehnhundert meines Vaters Frau geworden. Im Sommer des folgenden Jahres bin ich dann geboren, und so kommt, eins aus dem andern, wie es Gottes Wille ist.

Von dem Studenten weiß ich weiter nichts zu sagen; heut ist's ihm sicherlich einerlei, ob er damals gewonnen hat oder nicht, und damals wird er sich gewiß auch getrostet und sein Herz anderswo unter Dach und Fach gebracht haben. Selbstam ist's aber doch, daß wir hier so sitzen, ich eine alte Frau und du meine Enkelin, und sehen seine Gestalt in der Ferne vorübergehen und schreiben das Jahr 1866.

Seine französischen Urgroßeltern haben mit ihrer Eile, ihr Kind in gute Verfassung zu setzen, wohl recht gehabt, insofern ihre Tage auf Erden freilich gezählt waren; sie haben aber doch nicht recht gehabt, denn der Tochter Tag waren ja mit den ibrigen gezählt; so etwas will jedoch das Alter zu keiner Zeit glauben. Grandpère ist bald nach der Hochzeit gestorben, und grand'mère hat meiner Mutter Geburt nur um eine kurze Zeit überlebt. Sie liegen in dem Boden, aus welchem wir ausgewachsen sind; wo ihre Wiege stand, daß weiß niemand mehr zu sagen. Das sind Schatten, nichts als Schatten, und wie einem von einem hohen Berge aus die Menschen, ihre Häuser und Dörfer und Städte verschwinden in der weiten Ebene, so sind uns ihre Not und Sorge verschwunden, daß wir uns ganz genau darauf besinnen müssen, um daran glauben zu können. Was aber nun kommt, das tritt klarer hervor aus

der vergangenen Zeit; meine eigene Seele muß für alles eintreten, und wenn ich für so schwere Erlebnisse, wie sie mir beschieden waren, noch gar jung war, so mußt du bedenken, daß auch der Schmerz nur allzugern auf ein weißes Blatt schreibt. Doch ich will fortfahren, wie ich angefangen habe.

Mein Vater ist nun zum zweiten Male ein Witwer, und diesmal ein tiefgebeugter und gebrochener Mann gewesen; Ehe ihn in diesem Augenblicke ganz genau vor mir, wie ich diese meine alte, trockene, runzlige Hand sehe. Hätte er dem Studenten seinen Willen gelassen, so würde er sich wenigstens einen großen Kummer erspart haben, es war ihm deshalb doch die Hülfe und Hilfe zugeteilt. Eine andere Person richtet sich auf und geht hervor aus der Dunkelheit; deren Gesicht wurde mit feurigen Buchstaben in mein Herz gegraben, und war's bestimmt, daß sie um diese Zeit mein ganzes Leben einnehmen sollte. Das ist meine Stiefschwester Ludovike.

Meines Kind, als ich geboren wurde, da war gewiß eine merkwürdige Zeit, aber die Zeit war noch viel merkwürdiger, als ich den Kopf aus der ersten Unmündigkeit erhob und anfing, über Dinge nachzudenken. Ach, ich habe solches viel früher tun müssen, als es gottlob dir und manchem andern, glücklicheren Kinde beschieden worden ist. Damals hatte die Weltgeschichte das arme Deutschland im Schoß wie eine Kaffeemühle, und wir waren die Bohnen, deren Wurte nicht die Kette auspringen. Die Franzosen, welche deine Urgroßeltern und deine Urgroßmutter in unser Vaterland ausgetrieben hatten, waren ihnen dann in hellen Haufen mit Roß und Wagen nachgezogen, und wie sie in ihrem Reiche alles auf den Kopf gestellt hatten, so schüttelten sie nunmehr auch bei uns alles nach ihrer Art und Lust zusammen, und da es ist gewesen, wie wenn man einen alten Rod wendet und daraus zurechtschneidet was das Zeug hergibt und wie es passen oder auch nicht passen will. Sie hatten ihr Königsstuhl Westfalen aufgerichtet, und des Napoleons Bruder, der auch Napoleon hieß, aber Hieronymus dazu, war unser König; denn wir gehörten mit zu jenem Königreich Westfalen, wie das in jedem Geschichtsbuch zu lesen ist, und wie man es auch auch in der Schule erzählt haben wird, wenn man noch davon spricht. Ja, was mag man auch erzählen? Wenn der Schulmeister nicht selber dabei gewesen ist, so kann er doch nichts davon wissen, so etwas muß man selbst erleben; und wenn man auch nur ein zwölfjähriges Kind gewesen ist, so hat man doch sein volles Maß von der Weltgeschichte auf sein Teil bekommen. Der Mensch zieht sich jede Zeit nach seinen eigenen Schicksalen und denen der Person, mit welcher er während des Tumultes oder auch während der Windstille verkehrt, zusammen, und so ist es auch mit mir. Von den großen Schlachten kann dir natürlich der Präzeptor hundertmal genauer Bericht geben als ich; aber von meiner Schwester Ludovike weiß ich nichts, und mit ihr habe ich doch die Jahre Achtzehnhundertdreizehn und vierzehn wie in ein Tuch gefaßt, und halte sie wie an den vier Hirseln zusammen.

Anno Domini waren die Franzosen nach Rußland gegangen und hatten unsere Landsleute zu Haufen mitgeschleppt, daß sie ihnen die Stadt Moskau mit erobern helfen sollten. Ihre Heeresmacht war gleich einer Schlange, wie die Welt sie noch nie gesehen hatte, denn während der Kopf mit den giftigen Zähnen schon längst den Leib des Feindes gepackt hatte, ringelten sich die letzten Glieder ihres Leibes noch immer durch unser Land. Und als der Herr der Schlange den Kopf zerbrach, da wand sich der zuckende Schwanz noch über ein Jahr auf dem deutschen Boden in einem blutigen Wandel, bis ihn der alte Blücher über die Schwelle geführt hat, wie es im Buche steht, oder noch besser in den Gassen gesungen wird. Wie solches zu unserem Weinen und Lachen, zu unserer Trauer und unserem Triumph sich eignete, wie es damals in den Häusern und Gassen aussah, das will ich dir nunmehr beschreiben und kann es auch; denn der kleinste Ort war wie der allergrößte, und durch ganz Europa, wo der Franzos den Fuß niedergesetzt hat, sind der Menschen Gedanken, Wünsche und Taten auf die gleiche Art durcheinander gegangen.

(Fortsetzung folgt.)